

Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **40 (1965)**

Heft 3

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vom wohnen
und leben

in der

genossenschaft

Barbara

Das Klagegedicht der Witwe

Kurz vor meiner Verheiratung starb ein Freund meines Zukünftigen plötzlich an einem Herzschlag. Er war viel älter als mein Verlobter. Sie hatten sich beruflich kennen und schätzen gelernt, arbeiteten einander in die Hand und hatten zudem weltanschaulich das Heu auf der gleichen Bühne. Ein ungrades Mal wurde der Meinige zusammen mit andern Freunden heim eingeladen, und ein ebenso ungrades Mal begaben sie sich mit dessen Gattin in ein Restaurant, um etwas zu genehmigen. Ich war zweimal mit von der Partie, indem ich als Anhängsel meines Verlobten ebenfalls eingeladen wurde. Mein Kontakt mit dem Ehepaar blieb oberflächlich. Die Ehefrau kochte fabelhaft und führte ihren Haushalt tadellos. Damit hatte es sich aber, während er ein intelligenter und initiativer Mann war. Item, mein Verlobter stand der Witwe bei, organisierte die Trauerfeier und ordnete all das, was man bei einem Todesfall ordnen muß. Genug zu leben hatte sie. Nach unserer Heirat luden wir sie in unser neues Heim ein, um ihr unseren Dank für ihr Hochzeitsgeschenk, ein handgesticktes Sofakissen, abzustatten. Danach verloren wir sie aus den Augen. Später vernahm ich, daß sie sich bitter über uns und die übrigen Freunde des Verstorbenen beklagte. Sie fühlte sich vernachlässigt und war schwer enttäuscht, daß sich seine Freunde nicht weiter um sie kümmerten.

Wie oft ich seither ähnliche Jeremiaden mit anhören mußte, ist mir entfallen, aber mit wenig Ausnahmen vermutlich so häufig, wie ich mit Witwen zu tun hatte. Jüngst unterhielt ich mich mit einer Multimillionärin, die vor zwanzig Jahren verwitwete, über dieses Thema. Ihr Gatte gehörte zu den angesehenen Geschäftsleuten der Stadt. Sie besaßen eine feudale Villa, empfingen Gäste noch und noch und waren ihrerseits gern gesehene Gäste. Fünfzig Beziehungen pflegten sie, und nun dürfen meine Leserinnen dreimal raten, wie viele ihr von den fünfzig nach seinem Tode blieben. Ich habe diese Frage verschiedenen Bekannten gestellt. Niemand fand die richtige Lösung. Man hat mir schon unter die Nase gerieben, ich sei ein gräßlich nüchternes Frauenzimmer. Meine Nüchternheit nutzte mir rein nichts. Niemals hätte ich mir gedacht, daß es so schlimm ist. Dabei ist besagte Witwe trotz des vielen Geldes eine natürliche Frau ohne «Rauch», mit gesundem Menschenverstand, mit der man sich auf eine ersprießliche Weise verständigen kann. Öppdie meinen Witwen, sie müßten hintenabnehmen, weil sie finanziell schlechter dastehen als vorher. In dem Falle fehlte es nicht am Geld. Also, wieviel? Drei Stück! Alle andern verflüchtigten sich. Warum? Weil ihr Interesse ausschließlich dem Ehemanne gegolten hatte und nicht ihr. Er war der Inhaber einer großen Firma, mit dem sie verkehren wollten, mit dem sie Geschäfte machten, mit dem sie diskutierten, politisierten und für den sie viel-

leicht sogar eine echte Zuneigung empfanden. An ihr, der charmanten Gastgeberin, lag ihnen nichts, was sich nach seinem Hinschiede eindeutig zeigte. Im Geschäftsleben spielte sie keine Rolle, und damit war sie uninteressant geworden. Charme und Vermögen hin oder her! Vereinsamt ist sie nicht; denn sie hat immer neben den gesellschaftlichen Beziehungen ihres Mannes eigene Freundschaften gepflegt, die seinen Tod, da unabhängig von seiner Existenz, überdauerten. Meiner Ansicht nach ist dies ein äußerst instruktives Beispiel, nicht zuletzt deshalb, weil es aus der gesellschaftlichen Oberschicht stammt und beweist, daß die Verwitwung der Frauen dort ähnliche Folgen zeitigt wie in andern Bevölkerungsschichten. Witwen neigen des öftern dazu, Minderwertigkeitsgefühle zu entwickeln. Das Abbröckeln und Versanden von ehemals lebhaften Beziehungen des Gatten zu Freunden, zu Berufskollegen, zu Mitgliedern von Vorständen, Vereinen und Verbänden, in denen er wirkte, kommt ihnen unerwartet und setzt ihnen zu. Sie interpretieren das Zusammenschrumpfen als krasse Undankbarkeit und als eine Herabminderung ihrer Person. Hat sich nicht der Verblichene die und jene Verdienste erworben, hat er nicht dem und jenem gute Dienste geleistet? Und jetzt vergessen die Betreffenden seine Witwe!

Betrachten wir die Problematik ohne Sentimentalität und unvoreingenommen. Was ist eine Freundschaft? Eine Freundschaft bedeutet ein enges Vertrauensverhältnis zwischen zwei Menschen. Kann man sie einfach auf die Ehefrau übertragen, sollte ihr Mann sterben? Eine Freundschaft kann man überhaupt nicht übertragen. Beim besten Willen nicht. Sie steht und fällt mit der einmaligen Kombination. Ich habe versucht, nach dem Tode einer von mir sehr geliebten Freundin die Beziehung auf ihre Schwester, mit der mich die gemeinsame Liebe zu der Verstorbenen verband, zu übertragen. Es erwies sich als unmöglich, obschon die Schwester eine kluge, lebenserfahrene Frau war, die ich gut leiden mochte. Worauf basieren viele Beziehungen der Männer? Sie gründen auf der Zusammenarbeit im Berufe, in Organisationen, auf gemeinsamen Interessen, auf Sympathie und auf Egoismus. Männer in maßgebenden Positionen werden umschmeichelt und umworben, weil man etwas von ihnen will. Man steigert sein eigenes Ansehen, eventuell seinen Kredit, wenn man sich darauf berufen kann, daß man mit dem Herrn Soundso näher bekannt ist. Wird die Position zum Beispiel infolge Pensionierung hinfällig, so erlebt der Herr Soundso ziemlich dasselbe in Grün wie die Witwe. All diejenigen, die nicht persönlich an ihm hängen, sondern einen Vorteil von ihm erhoffen, kehren sich von ihm ab und wenden ihr Interesse seinem Nachfolger zu. Ein Bekannter von uns war maßlos enttäuscht, als ihn nach seiner Pensionierung kaum jemand mehr im Spital aufsuchte. Vorher rückten sie, wenn er krank war, in beachtlicher Zahl mit Blumen an. Jetzt beschränkte sich die Anteilnahme an seiner Krankheit auf seine Familie. Dabei hatte er sich wunder was eingebildet, wie beliebt er sei, wie er um

seinetwillen geliebt werde, woraus erhellt, daß er die Situation nicht realistisch erfaßt hatte. Ein älterer Mann, der in absehbarer Zeit pensioniert wird, sagte mir, nach seinem Rücktritt werde er für seine Mitmenschen noch so viel wert sein, wie er im Nachthemd wert sei. Er hat die Menschen durchschaut und schwebt nicht mehr über den Wolken, was ihm Enttäuschungen ersparen wird.

In das Klageglied der Witwe könnten ergo auch Männer einstimmen, die mitsamt eigenen Verdiensten nach ihrem Ausscheiden aus dem Getriebe abgewertet und vergessen werden. Weltberühmte Männer und Frauen sind, nachdem ihr Ruhm aus irgendwelchen Gründen erloschen war, der Vergessenheit anheimgefallen. Sie wurden abgelöst durch andere Größen, denen man zujubelte. Im kleinen Rahmen, in dem wir uns bewegen, erlebt man ähnliche Enttäuschungen, und man müßte sich im stillen Kämmerlein manchmal fragen: Worauf beruhen die Beziehungen, die wir pflegen? Warum schenkt man uns Beachtung? Gilt sie vorab dem Ehemanne und uns nur als der Null hinter der Eins? Was nicht heißt, daß wir unbedingt eine Null sind, sondern es heißt, daß wir persönlich unwichtig sind. Meistens fragt man sich das erst, wenn es zu spät ist und man erlebt hat, daß zugewandte Orte sich in nichts aufgelöst haben. Törichte Jungfrauen jammern dann grüßli, vernünftige haben diese Absetzbewegungen bei ihren verwitweten Mitschwestern konstatiert und sich ihren Vers dazu gemacht. Anzunehmen, bei uns wiederhole sich das nicht, zeugt von Dummheit und Überheblichkeit. Wie kommen wir dazu, zu erwarten, die Freunde und Kollegen des Gatten sowie deren Frauen würden sich die Beine um uns ausreißen, uns regelmäßig aufsuchen, uns ablosen, «vertören» und trösten? Auf Mitleid kann man doch nicht ewig Anspruch erheben. Mitleid regt sich bei dem schweren Schläge, der die Witwe trifft, aber es flaut rasch ab. Man geht zur Tagesordnung über, ist anderweitig engagiert und kann sich nicht ständig um die Witwe kümmern. Gerät sie in eine Notlage, kümmert sich gewöhnlich schon jemand. Für den Rest muß sie selber «luegen». Sich krampfhaft an Leute anzuklammern, die das nicht wünschen, ist auf die Länge lästig für die letzteren und würdelos.

Wie ich beobachtet habe, vermögen diejenigen Witwen die Situation am besten zu meistern, die selber gute Beziehungen innerhalb der Verwandtschaft, der Nachbarschaft unterhalten, die Freundschaften mit Jugendgefährtinnen und früheren Berufskolleginnen usw. pflegen, die initiativ genug sind, sich einen neuen Aufgabenkreis zu schaffen, sollten sie durch den Tod des Mannes weitgehend arbeitslos werden und die Anschluß in Organisationen suchen. In dem «Frauenchörli», in dem ich Mitglied bin, sind ein paar Witwen, die sich unserer Sympathie erfreuen. Wir sind froh, sie bei uns begrüßen zu dürfen. Ab und zu befinden sich fähige Frauen darunter, denen man eine Pflicht überbinden kann, die sie zur allgemeinen Zufriedenheit erfüllen, was ihnen ein moralisches Plus gibt. Das ist viel besser, als endlos herumzujammern, man werde vernachlässigt.

ABZ-Kolonie im Moos

Die Mieterversammlung vom 19. Februar 1965 war erfreulich gut besucht. Die Abwicklung der Traktanden nahm nicht viel Zeit in Anspruch, wobei festgehalten werden konnte, daß die Koloniekommision im Berichtsjahr eine rege Tätigkeit aus-

übte. So organisierte sie Filmabende, Altersnachmittage, Unterhaltungsabende zum zehnjährigen Bestehen der Kolonie, Filmvorführungen für Kinder, das Klausfest und den Genossenschaftstag und half so, den Kontakt unter den Genossenschaftlern zu festigen. Die Kommission wurde denn auch mit dem besten Dank für die getane Arbeit für ein weiteres Jahr — mit Hans Hofstetter an der Spitze — bestätigt.

Ein ganzes Bukett von Fragen und Wünschen aus Mieterkreisen erhielt E. Hörnlimann, Bauführer, vorgetragen. Dann hatten die Koloniemitglieder Gelegenheit, mit dem neuen Geschäftsführer der ABZ, Kantonsrat Otto Nauer, in Kontakt zu kommen. Dieser ist über den guten organisatorischen Aufbau der ABZ beeindruckt. Seine Ausführungen über die gegenwärtigen Bau- und Wohnungsprobleme, ein Gebiet von weittragender Vielfalt, waren ebenso interessant wie lehrreich. Wir alle, alte und junge Genossenschaftler, haben Ursache nachzudenken, welch bedeutende Vorteile uns die Baugenossenschaft bietet. Seien wir aber auch bereit, ihr nach unserem Können zu helfen, damit sie die in sie gesetzten Erwartungen erfüllen kann.

W.

Leser schreiben: Die genossenschaftliche Wohnkolonie als Lebensgemeinschaft

Das Zusammenleben von Menschen in einer genossenschaftlichen Siedlung betrachten wir als eine höhere Form räumlicher Vergesellschaftung, die dem einzelnen mehr Rechte und damit mehr Menschenwürde verschafft als das Leben in einer herkömmlichen Mietwohnung. Der Genossenschaftler hat mit seinen Ersparnissen einen bescheidenen Beitrag zum Bau seiner Wohnung beigesteuert und sollte sich um das Wohl und Wehe der Wohnkolonie auch selbst etwas kümmern, also am genossenschaftlichen Gemeinschaftsleben mit seinen Versammlungen und Ausflügen usw. auch beteiligen. Nur dann hat der Entschluß, einer Wohngenossenschaft beizutreten, auch einen höheren, idealen Sinn. Ohne dieses Mittragen des einzelnen kann die genossenschaftliche Idee nicht weiter wachsen. Der Schreibende ist vor 30 Jahren Genossenschaftler geworden, als es genügend leere Wohnungen zu erschwinglichen Mietzinsen gab. Die meisten damaligen Mieter sind aus Überzeugung für die genossenschaftliche Idee in eine Wohnungsgenossenschaft eingetreten und nicht etwa bloß, um vor der Willkür eines privaten Hausmeisters sicher zu sein. Auch heute ist dieser Typus eines überzeugten Genossenschaftlers bei den jungen Mitgliedern nicht verschwunden. Man schätzt es noch mehr als früher, daß man zu einer Wohnung kommt. Heute ist es schwerer, eine Wohnung zu finden als eine Stelle. Früher war das umgekehrt und sicher nicht gut. Früher wie heute darf man mit Befriedigung feststellen, daß der weitaus überwiegende Teil der Genossenschaftler an den Veranstaltungen der Kolonie teilnimmt und daß man sich in der Kolonie-Siedlung zum großen Teil persönlich kennt und damit Verständnis für seine Mitmenschen erwirbt. Diejenigen Mieter in der Genossenschaft, die am Kolonieleben teilnehmen, lernen immer mehr die Idee der Wohngenossenschaft als soziales Ideal schätzen. Damit bekommt die Genossenschaftsidee neue Lebensimpulse und erreicht die geistig und sittlich höhere Form einer verantwortungsbewußten Lebensgemeinschaft.

H. K.

Holz Kohlen Heizöl



Konsumverein
Zürich
Tel. 52 43 55